Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 16 (1936-1937)

Heft: 4-5

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

unseres Wehrwesens. Wir hoffen doch, diese Resorm werde allein vom Standpunkt der militärischen Notwendigkeiten aus behandelt.

Ronfequenzen.

Wir haben an verschiedenen Beispielen dargelegt, wie sehr unsachliche, poslitische Einflüsse und Rücksichtnahmen einem zeitgemäßen Ausbau unserer Landessverteidigung im Wege standen und noch stehen. Wo liegt der Fehler? Die politische Leitung des E. M. D. und der Gesantbundesrat scheinen diesenigen Stellen zu sein, die verantwortlich sind für die verschiedenartigen politischen Rücksichtnahmen in Sachen der Landesverteidigung. Dabei haben wir die rein parteipolitischen Bindungen und Einflüsse, die leider auch bei den Bundesräten noch sehr start vorhanden sind, ganz unberücksichtigt gelassen.

Man wird es nach den geschilderten Verhältnisse begreisen, daß der Versasser zur Forderung nach einer Entpolitisierung der Landesverteidigung gelangt, das heißt nach einer Ausschaltung aller der verschiedenartigen politischen Einflüsse und Rücksichten, die dis heute unsere Landesverteidigung hemmen und ihr hindernd im Wege stehen. Die Schaffung einer Armeeleitung im Frieden, die für die Kriegsbereitschaft verantwortlich wäre, könnte wahrscheinlich eine sehr günstige Wirstung ausüben. Noch wirkungsvoller erscheint es uns, wenn an die Spitze des E. M. D. einmal kein Politiker, sondern ein militärischer Fachmann gestellt würde. Auch die französische Demokratie hat schon verschiedentlich Fachminister an die Spitze der Wehrministerien gestellt. Warum sollte die Schweiz einen Versuch in dieser Richtung nicht auch einmal wagen?

Das Vertrauen der Offiziere und Soldaten zu den für die Landesverteidisgung verantwortlichen Behörden steht auf dem Spiel. Dieses Vertrauen restlos wieder herzustellen durch die konsequente Ausschaltung aller Politik von der Landess verteidigung ist eine der dringendsten Aufgaben zur Herstellung unserer Kriegssbereitschaft.

Kultur-und Zeitfragen

Ferdinand Hodler.

Bur Berner Ausstellung.

Noch keine zwei Jahrzehnte sind feit dem Tode &. Hodlers verfloffen und schon liegt sein Werk in den geistigen und fünstlerischen Gehalten so eindeutig und klar vor uns als ob es einer weit zurückliegenderen Zeit angehörte. Diese Kunst ragt auf wie ein erratischer Block. Die Beziehungen nach rückwärts greifen ins Beite, nach vorwärts weisen sie nur auf Bruchstücke und vereinzelte Kraftfelber hin. Hobler war wie George ein Kämpfer gegen die Berblendungen und Untiefen der Borkriegszeit. Dieses trieb ihn in eine Bucht der Gestaltung hinein, die in ber großen Form der Einfachheit die Wahrheit und das Wesen fand. Das Schaffen Hoblers offenbart — ber Bergleich mit George brängt sich nochmals auf — ein Herrisches, das sich, um Angleichungen unbefümmert, durchseben muß. Es ging ihm nicht barum, die äußere Wirklichkeit in neuen Formen auszusprechen, es brangte ihn die großen Inhalte des Lebens gedanklich und fünstlerisch durchzuarbeiten und schaubar zu machen. Die Erscheinung war ihm nicht Gleichnis, sie war ihm Bebarbe bes Ewigen. Er malte Bildniffe, Landschaften, figurliche Rompositionen. Man beachte die Themen: Ergriffenheit, Blick in die Unendlichkeit, Lied aus der Ferne, Heilige Stunde. Die Größe des Wurfs rückt Hodler an Michelangelo heran. Die Kraft zur Befreiung aus einer gestaltarm gewordenen Zeit verzehrte jedoch dem Rünstler der 20. Jahrhundertwende, was dem Meister der ausgereiften Renaiss sance als Frucht zufiel, den Reichtum der Gehalte in den sinnlichen Reichtum der Bewegung, der plastischen Ausdrucksmöglichkeiten umzugießen. So groß Hoblers einsam ragende, allein durch Haltung und Gestus ihr Erleben fündenden Frauen erfaßt find, fie find immer in Gefahr, im Leeren zu fteben und mit ben erregten Banden preziöß zu werden. Run tann man freilich einwenden, daß hobler nicht wie Michelangelo von der Plastik herkam, sondern die Bildfläche als solche bejahte, bennoch wirkt z. B. das "Lied aus der Ferne" nicht überzeugend, weil der Schauplat des Geschehens jenseits der Darstellung liegt. Hodler mag dies selbst erkannt haben, als er zum Parallelismus griff. In der Tat steigert die rhythmische Wiederholung oder Abwandlung des einen innerlich begründeten Bewegungsmotives die Wirksamkeit des Gehaltes im Bilbraum in erstaunlichem Mage. Bon dem einmal erfaßten Rompositionsgesetz bes Parallelismus tam er bann faum mehr los. Die Frauen find für Hobler die Trägerinnen ber großen Gefühle. Das hebt sie aus der Begrenztheit des Individuellen empor in ein Thpisches, das auch in den Bildnissen sich ausgeprägter zeigt als der Stempel des Einmalig-Persönlichen. Den Männern hingegen ift die Bone ber volleren Lebensbichte zugewiesen. Sie haben im Bildnis mehr Wirklichkeitsnähe, sind oft stofflich und schwer wie Berge gebaut. Sie schilbert er unter der Last des Werkes und unter der des Schickfals. Das gedrungen Buchtige, Rernhafte der eigenen Gestalt prägt ihm immer wieder die Männer in Arbeit und Kampf. In den Landschaftbildern wurde Hobler vielleicht am meisten und leichtesten nachgeahmt. Die stillen Flächen der Seen und die Gewalt der ihnen entsteigenden Berge geben ihm die Hauptmotive. "Metaphyfifche Borzonen der Unendlichkeit" nennt herrmann Reffer feine Berge.

Die Ausstellung, die im Rahmen der Berner Aunstwochen in der Kunsthalle sich vereinigt findet, sest, ob der Rot gehorchend oder eigenem Triebe ist uns unbekannt, erst mit den Bilbern ein, die um 1890 entstanden. Erstaunliche Sprünge des Meisters sind da zu gewahren. Neben dem noch impressionistisch gehaltenen "Buchenwald" die "Racht". Die Leiber von Courbetscher Rundung sind durch die Macht des Bildgedankens aus dem Animalisch-Sinnenhaften in die eherne Größe menschlicher Naturgebundenheit heraufgehoben. Zehn Jahre später malt Hodler ben "Tag". Dieje Erwachenden ichauen wir nicht mehr wie jene Schlafenden als Stoff aus der Birklichkeit, fie find wie die Themen der Musik, bewegte Form. Die Ausstellung zeigt außer der bekannten Sfigurigen des Berner Museums eine erste Faffung. Indem da die beiden geblendet sich Abwendenden fehlen, ist das Bildschema auf die ruhige Sicherheit eines Halbkreises gestellt und die Feier des Aufwachens in der ersten reinen Morgenfrühe gewinnt einen beglückenden Ginklang mit der Schöpfung, mahrend in dem späteren Bilde die Bewegung, unter eine Ellipse geduckt, zwar aus eigenem Sehnen aufzustreben, im Letzten aber doch vom Weltwillen bestimmt zu sein scheint. Damit bestätigt Hobler den Gedankengehalt seiner großen Bilder der frühen 90er Jahre, der "Lebensmüden" und "Enttäuschten Seelen", der "Eurythmie". Reihung, Parallelismus als Mittel die Durchschlags= fraft des Motivs zu erhöhen, gelangen in den "Lebensmüden" durch eine übertriebene Starrheit von Haltung und Farbgebung nicht zur rechten Wirkung. Den "Enttäuschten Seelen" dann (man hat sie zum Zorn des Künstlers in ihrer ersten Ausstellung in Bern die Trübsalbläser genannt) wird in der bewegteren Kurve, in der begleitenden Hügellinie, in wenigen zag aufblühenden Blumen eine verhaltene Milde inmitten des hoffnungslofen Ausgeliefertseins zuteil. Das Gedankliche der "Eurythmie" vollzieht keineswegs die Wendung aus jenen Schattenseiten des Daseins zu einer lichteren Lebensbewertung. Fünf Männer, Bilder verschiedener Temperamente, in diesem sowie der Gewandgebung zu Dürers Aposteln geneigt, wandeln hastend, zögernd gleichmütig, in rhythmischem Maß, durch die von herbstlich entblätternden Bäumchen begrenzte Bildfläche, Gleichnis des Lebensraumes, ben wir im Banne einer ratselhaft verborgenen Macht burchqueren. Gine unjagliche Scheu diese brüchig entschwindenden Gestalten zu verlegen spricht sich in den Farben aus, deren Grund, ein ichon körperloses Beig durch farbiges Schimmern, tröstlich hingehauchtes Grün und die verblutenden Töne des fallenden Laubes belebt ift. Titel wie Komposition des "Auserwählten" — das Bild ist 1903, also vor der "Eurnthmie" entstanden -, verleiten die Deutung auf Bege, denen der ichlicht= hohe Inhalt nicht bedarf. Hobler hat diesen einmal zu Krit Widmann geäußert. Die sechs Engel-Frauen sind die Genien der Mütterlichkeit, deren unausschöpfliche Güte das keimhaft aufstrebende Kind erahnt. Das reglose Schweben in den Nischen ber weißen Mäntel, die Abwandlung der blumenspendenden Hände, die unwirkliche, trauerdustere Farbensymbolik — bas Bild ist eigentlich überlastet mit Symbolik verlauten eine innere Gehemmtheit des freien künstlerischen Austrags, die sich vielleicht aus dem Menschlichen des Malers erklären ließe, der in dem Kind sein früh verstorbenes Söhnchen dargestellt haben soll. Zwischen die erwähnten Hauptpunkte in des Rünftlers 5. Lebensjahrzehnt legt die Ausstellung stillere Werke wie das subtile, ganz aus dem Gesang der Linie komponierte "Sipende Mädchen" des Bürcher Kunsthauses, den erquickend lebensnah gehaltenen "Alten Spaziergänger", bann die "Ergriffenheit", Beseligung bes Mädchens im Blumengerante, in kleinem Format sich ins Große vortastend. In Hodler wirkte, abgesehen von dem ins weitflächige strebenden Zeitgeist der Zug zum Monumentalen. Wie start er diesem gewachsen war, zeigen seine Schlachtenbilder. Man hat sie im großen Saal der Kunsthalle aufs Beste vereinigt. Da sind Aquarellskizzen zu den Marignanofresken des Landesmuseums zu sehen. Hodler sett sich darin mit der ein= oder zweischichtigen Aufteilung der Fläche auseinander und entscheibet sich zum ersteren, um den Chor der Kahnen die innere Ungebrochenheit des rückziehenden Heeres aussprechen zu lassen. Die schöne Ausgeglichenheit des Marignanofreskos ist im Karton zu der unausgeführt gebliebenen "Murtnerschlacht", den Hodler in den letten Lebensjahren schuf, ins Grandiose gesteigert. Die untere Zone ist der Gewalt des Fußkampses gebreitet, wo der geharnischte Feind im Anprall der Schweizer Urkraft wie Splitter zerschellt, durch das Halbrund des oberen Bildabschlusses tobt der rasende Zug der speerschleudernden Reiter. Der Parallelismus, ber ber Rafelfer Schlacht noch Bucht und Rern verlieh, ift im Murtnerbild in der vollen Wesenhaftigkeit des Geschehens aufgegangen. Die schmalen Tafeln einzelner Rämpfer, des "Schwörenden Eidgenoffen" und einiger Figuren zu der "Einmütigkeit" fügen sich harmonisch in das Geschmetter der Schlachten. Bon ben zwei Selbstbildniffen, die den Murtnerkarton flankieren, überrascht das fpatere von 1917. Man benkt an das Selbstporträt des greisen Tintoretto im Louvre. Es ist dasselbe Insichverschlossensein des Alters, dem die Einsamkeit auf den Schultern lastet, dem die Züge in sich selber freisen und das Auge in Meerestiesen sinkt ober daraus hervorblinkt wie der Smaragdenblick in diesem Hodlerantlit. Außer dem noch im Zeichnerischen ruhenden Bildnis von 1892 formt Hodler seinen Ropf durch ein vielfarbiges dichtes Gewebe kurviger Pinselzüge. Kokoschka zieht die Folgerungen dieser Technik. Die Ausstellung zeigt Selbstbuldnisse von 1914/17, aus letterem Jahr das bekannte mit dem konzentrierend verengerten Blick des Malers. An Männerbildnissen sei basjenige C. Spittelers (Luzerner Museum) erwähnt, das den sinnend zurückgelehnten Dichter aus dem Profil deutet, von 1916 das prächtig aufgeschlossene Bildnis des Generalprokurators Navazza. Die Vorstufen dieser Höhe sind durch das Bildnis Dr. Pung, das noch im Beiwerk sich verweilt und die fühle Objektivität der Bildnisse &. Günsburger und Prof. Sahli belegt. Die Frauenbildnisse geben mehr auf die innere als die außere Uhnlichkeit ein. Um 1914 malt Hodler ein Mädchen, dessen knospenden Frühling er in hell= grunen und roja Tonen gartlich wiedergibt, dabei in einer letten Herbe Leibl, keineswegs aber Renoir verwandt sich erweist. Abseitig in Hodlers Werk wirkt bas Pflanzenhaft-Erdgebundene einer Mme. Baubit. Das festliche Bild der Mme.

Günsburger im hellen Kot des Kleides mit den schwarzen Bändern rückt im Wesentlichen wieder an die Figurenkompositionen heran. Um 1917 entsteht ein Frauensbildnis, zu dem Hodler einen landschaftlichen Hintergrund dichtet: steile, dunkle Bergwand, dünne Bäume mit gelben Laubsahnen, deren Widerhall das Haupt der Frau mit einer Aureole heiligt, über der Brust ein blaues Tuch, dessen stilles Farbenwogen sich mit der träumenden Welt der Augen vermählt. Sine Bleististzeichnung des Berner Museums hält die markanten Jüge von Frau Hodler sest, die gleich einem Leitmotiv das Werk des Künstlers durchziehen, sreilich nicht in jener sast ungewandelten Gleichart wie Andrea del Sarto, wie Feuerbach sie hielten, sondern das Gestirn des Herzens bald näher, bald ferner umkreisend.

Bon den Figurenbildern, die nach 1900 entstanden, lernen wir eine Fassung der "Beiligen Stunde" tennen, die die hagere Frau des Burcher Gemaldes ins Beichere, Bewegtere löft. Es begegnen uns Bilber wie Abend, Frühling, Liebe, Empfindung, Berzücktes Weib, Blick in die Unendlichkeit. Der Weltanschauungsgehalt hat sich von der Beugung unter den Weltwillen zu einer freien Schicksalsbereitschaft gewandelt, die in inniger Ergriffenheit den Anhauch des Unendlichen erträgt. Hobler hat den Stoff feiner Werke wohl nicht als Geftalt, sondern als Gedanke empfangen und der Borgang des Kunstschaffens erfordert von ihm vorerst eine Umbildung des Begrifflichen ins Begreifliche, sinnlich Erfaßbare. Da fehlt benn alles Beigemenge ber weltlichen Wirklichkeit und was zum Schaubaren reift will nichts, als in Form und Farbe Gefäß bes zeugenden Gedankens sein. Umgekehrt läuft ihm die Bahn bei der Landschaftsdarstellung. Das Auge faßt die Form und indem es fie nachgestaltet, wächst fie ihm in den Sinn und Gedanken ber Schöpfung hinein. Die Ausstellung gonnt uns die Ginsicht in Hoblers Entwicklungsgang hier besonders schon. Bon impressionistischen Bildern der Genfergegend, von Bilbern der breitzügigen, saftigen Zeit, die dabei leicht an einem Wolkenornament sich gefällt, führt er zu bem Hochgesang bes Gebirges und endlich zu bem großen, schweigenden Ernst der letten Bilder, jener drei Landschaften des Genfersees mit dem Montblanc, dem Liede des Scheidenden an die ewige, unermegliche Schönheit ber Natur.

Bon den Zeichnungen, die Hobler nicht mehr denn Studienmittel bedeuteten, bringt die Ausstellung wenig, manches verliert sich in den schlechten Lichtverhältnissen des Untergeschosses. Ihre seinnervige Lebendigkeit wird in den Stizzen zu
den Jenenser Studenten besonders eindringlich. Eines möchten wir noch erwähnen. Die Hodlerschen Bilder sind hier großenteils in Goldrahmen gesaßt und spielen
die wie im Licht der Sonne erwärmten Farben viel freudiger aus als das fühle
Beiß, an dem man traditionell sesthielt.

Die Ausstellung ist unter breitem Einsat des Schweizer Privatbesites zusstande gekommen und darf, trot einzelnem Zuviel und Zuwenig, als wohlgerundet und geglückt bezeichnet werden. Dafür spricht auch die auffallend warme Hingabe der meisten Besucher. Gelte sie dem Künder des Schweizertums, gelte sie über das Nationale hinaus dem Wesen dieser Kunst, sie bezeugt, daß das Werk Fersbinand Hodlers lebendig ist.

Anton Graff im Kunstmuseum Winterthur.

Die große Winterthurer Anton-Graff-Ausstellung von 1901 bedeutete schlechts hin eine Neuentdeckung des Meisters, die sich dann auf der Berliner Jahrhunderts ausstellung und der Dresdner Ausstellung sortsetze. Die heutige Winterthurer Ausstellung, zum zweihundertjährigen Geburtstag des größten Sohnes der Stadt veranstaltet, kann sich die Ziele nicht mehr so umfassend hoch stecken. Auch sind die Mittel in der heutigen Zeit nicht mehr ausreichend, um eine Ausstellung zussammenzubringen, welche die besten Arbeiten Graffs ohne Absinken aneinandersreihte. Man mußte sich als Einzugsgebiet hauptsächlich auf die Schweiz beschräns

fen, und das jedenfalls ist eine überraschung, wieviel an hochwertigen Arbeiten Graffs in Schweizer Besit vorhanden ist. Nicht allein die Ahnenbilber Schweizer Patriziersamilien, welche gelegentlich ber Heimatbesuche bes Rünstlers entstanden, sondern auch Werke aus seinem sächsischen Wirkungstreis tauchten in beträchtlicher Zahl und Qualität auf. Allerdings weist die Ausstellung auch die schwächeren Rugend- und Alterswerke in nicht unerheblicher Zahl auf, welche immerhin biographisch interessant bleiben, sowie Wiederholungen, die wahrscheinlich unter starker Beteiligung der Werkstatt zustande kamen und infolgedeffen nie an die Frische ber Originale heranreichen. Ohne Mithilfe ber Schüler ware wohl ein Werk von bem gewaltigen Umfang bes Graffichen nicht in eine normale Lebenszeit hineinzupressen gewesen. Im allgemeinen wirken ferner all biejenigen Bilber nicht lettlich überzeugend, in welchen ber Meister sich an einer mehr impressionistischen Behandlungsweise im Stile einiger englischer und frangosischer Zeitgenossen verjuchte (3. B. das große Familienbild von 1786). Für diesen Stil mar Graff zu jehr gewissenhafter Handwerker, und ichöpferischer Künstler nur durch das Handwerk hindurch. Jede genialische und großo modo arbeitende Manier wirkt bei ihm flau und knochenlos. Damit ist schon gegeben, daß ihm die "klassitische" Zeit des letten Lebensdrittels, in welcher die Sturm- und Drang-Jdeen die strenge Formgestinnung in Runft und Gesellschaft zersetzten, wie sie im Rokoko geherricht hatte, feinen besonders guten Ansappunkt für seine Runft mehr zu bieten hatte. (Ammerhin sei nebenher darauf hingewiesen, daß hier eine Zeichnung von Christoph Kaufmann aus Winterthur gezeigt wird, dem Genieapostel und Urheber des Wortes "Sturm und Drang", welche viel mehr bas Fajzinierende bes Götterlieblings, bie sinnlich erscheinende Fulle, bas Bezaubern durch bloges Sein bei Raufmann verständlich macht als das Olbild dieser merkwürdigen Zeitsigur, das mehr die Dünne der inneren Grundlagen andeutet.)

Das Rokoko also und sein rationalistisches Gegenglied, die Aufklärung war es, was Graff die eigentliche Umwelt für die Entfaltung seines Genius darbot. Haltung und Form einerseits, andrerseits Schwung und Glang ber Augenwenbung, jowohl im mondan-gesellschaftlichen Sinne, wie auch bei den Intellektuellen als weltanschaulicher Optimismus, durch nichts gehemmter Glauben an die Ginsinnigfeit bes Fortschrittes, die eindeutige Gute von Geift und gutem Willen dies alles ist die Lebensluft für Graffs große Bildniskunft. Nicht leicht wird uns etwas den ungebrochenen Clan dieser Zeit, dem nichts in den Ruden fällt, nichts ben Boden unter den Fugen wegzieht, so deutlich machen, wie die besten Beitgenoffen-Bildniffe des vielgesuchten Dresdner Porträtisten. Ganz hervorragend find seine Porträts ber mittleren beutschen Aufklärer, wie Sageborn, Gellert, Mojes Mendelsohn, Rabener — bas lettere ist im Original in der Ausstellung anwesend und gibt eine eindrückliche Berkörperung des erfolgreichen Bielschreibers mit seinem anmagenden Selbstbewußtsein. Dagegen taucht schon Lessing und Berder gegenüber der Zweifel auf, ob Graffs Deutungstiefe und Gestaltungsfraft an Beister dieses Ausmaßes heranreicht, und vollends das bekannte Bildnis Schillers bleibt unbestreitbar an der Oberfläche. Unter den in der gegenwärtigen Ausstellung vertretenen Aufklärern ist nur einer, Prof. R. Ch. Krause Gegenstand eines Bilbnisses von höchstem Rang: ein schwarzer Thpus von lebhaftester innerer Spannung, in jener rätselhaften Einmaligkeit gegeben, wie sie nur die Natur und ebenbürtige Runft besitzt. Auch ein Profilbild des Aufklärers Johann Georg Sulzer mit geschorenem Kopf und gligernden Augen, leuchtet wesentlich tiefer ins Menichliche hinein, als es sonst das Klischee vom "Weltweisen" erlaubt. Aber im ganzen sind doch die Aristokratenporträts zweisellos die besten. Das rein Menschliche am Grunde von jeder bürgerlichen Alltäglichkeit, ja Banalität aufzugraben, das war nicht Graffs Sache — und wieviele können es? Er jedenfalls brauchte die Inspiration durch Verfeinerung der Menschenthpen, durch jenes Rassige und Differenzierte des Blutes und des ganze Gliederbaus, das, ohne Geist zu sein, doch

in irgend einem Erbgang Bereitschaft bagu ift. Solche Geftalten aufs feinste und rein aus ihnen selbst heraus gedeutet, bietet etwa das "Herrenporträt" aus dem Besitze Dünner in Winterthur, gang an Lawrence ober Rennolds gemahnend, dann der "deutsche Adlige" aus dem Besit Oskar Reinhart, das Bildnis einer älteren Dresdner Dame, die Gräfin Schönburg und die jog. Gräfin Rielmannsegge. Das alles find glanzende Proben jener Runft erlauchten Ranges und in der deutschen Runstgeschichte einmaliger Eigenart, deren Zeugnisse in langer Reihe in den preußiichen und fächsischen Abels= und Fürstenschlöffern hängen. Ginen guten Magftab peripherer Natur für das Erreichen eben jenes Rörpergeistes dieser Stände bietet bie Wiedergabe der Sande bei Graff. (Er ließ sich die Sande immer ertra honorieren, wobei zwei Sande wesentlich teurer waren als nur eine Sand.) Alle großen Bilbnismaler waren auch Meister in der Kunst, die Hände ihrer Modelle zu beseelen und in ihnen zu lesen, und gerade die Maler hochgezüchteter Aristokratien hatten immer eine fast preziöse Freude, das Eigene von Händen herauszustellen, die, gepslegt und müßig, nichts zu tun haben als auszudrücken. Man denke besonders an Bronzino, van Dyck, Ph. de Champaigne. Auch unter Graffs Zeichnungen finden sich besonders viele fesselnde Handstudien. Noch weiter vom Mittelpunkt ab führt Graffs Birtuosität, tostbare Stoffe zärtlich und mit Eigenleben um die feingebauten Gestalten seiner Modelle zu legen. Das Innerste, wie er diese individuell reizvollen, oft stark eigenwilligen und zuweilen berückend schönen Menschen gibt, ift hier so wenig gang auszusagen, wie irgend bei einem andern Bilbnismaler von starker persönlicher Note. — Das Bildnis des Prinzen heinrich von Preußen, mit dem Graff mehrfach zusammenkam, ist weniger gut als die anderen Aristokratenporträts; es steht diesem Modell immer die Ahnlichkeit mit dem großen Bruder, Friedrich II., im Lichte, als bessen schwächere Ausgabe er in jedem Zuge wirft. Die zwei fleinen Ropf-Sfiggen von Friedrich bem Großen find übrigens nicht nach dem Leben. Auch unter den ausgestellten Zeichnungen finden sich bervorragende Bildnisse.

Anton Graff war einer der vielen Deutschschweizer, die sich in und an Deutsch= land erst eigentlich entsalteten. Es ist heute nicht der Zeitempfindung entsprechend, solche Berhältnisse zu betonen, und zweisellos liegt die Schuld an dieser Entwicklung mindestens in ihrer letten Zuspitung keineswegs zum größeren Teil an der Schweiz. (Das hindert nicht, daß diese, als der unvergleichlich kleinere Raum, dabei auf die Dauer sich härter tun wird, sodaß kaum Anlaß zu leichtherziger Berschärfung bestehender und im Augenblid nicht zu beseitigender Semmnisse erscheint.) Graff entwidelte fich in grader Linie ohne große Rampfe. Der Pfarrer von Ridenbach, selbst ein begabter Dilettant, entdedte die Gaben des Anaben fruhzeitig, der dann in Winterthur, Augsburg und Ansbach lernte; die Berufung an Die Dresdner Runftakademie, von einem Landsmann vermittelt, befreite den Dreißigjährigen aus seiner unwürdigen Massensabrikation von Landesväterbildnissen, die bamals wie heute in jeder Amtsstube hängen mußten. In Dresden fonnte Graff seine Runft unter gunftigen Verhältniffen zur Höhe führen und fand auch fruhzeitig alle verdiente Anerkennung. Einen Ruf nach Berlin lehnte er ab, obwohl bort seine liebsten Freunde, Chodowiecti und sein Schwiegervater J. B. Sulzer lebten. Seine lette Lebenszeit war getrübt durch den Tod seines einen Sohnes und seines Schwiegersohnes sowie durch das stark schwindende Augenlicht. Sein anderer Sohn wurde ein tüchtiger Landschafter. Erich Brock.

Jum schweizerischen Trachtenfest auf der Rigi vom 21. Juni.

Wer das Trachtenfest auf der Rigi selbst miterlebt hat, müßte schon ein heiliger Hieronhmus sein, wenn sich in seinem Urteil die Stimme des Herzens nicht über jede andere empordrängen wollte; denn Gesundheit, Schönheit, Krast, Farbe, Frohsinn, Gelöstheit und Ursprünglichkeit waren neben der trefslichen Regie

eines Dr. Laur die eigentlichen Festordner. Sie hatten es freilich nicht allzu schwer dank der Wahl eines Festplages von geradezu gleichnishafter Bedeutung und dank des ungetrübten Wohlwollens St. Petri.

Man könnte es dabei bewenden lassen und — ein jeder — das Erlebnis mit sich in den Alltag hinunternehmen, wie man eben einen schönen Bergsonntag mit hinunternimmt. Man kann aber auch mehr tun; nur ist dann zu besürchten, daß sossort die Leute, die sich gern als Realisten bezeichnen, etwas despektierlich von Romantik zu reden beginnen. Ihre Begründung: die alten Gemeinschaften, die sich eine Tracht schusen, um ihre Zusammengehörigkeit gegen Innen und Außen zur Schau zu tragen, seien längst eingeschmolzen, zerspellt, krastloß geworden. Außden Grund der Wandlungen, in dem auch unser Bauerntum stehe, sehe ein sentimentales Heimatschützlertum nicht hinab und die Trachtenbewegung sei eben auch eine zwar gutgemeinte, aber an der Obersläche bleibende Reaktion, die samt Volkstanz, Volkslied, Webstuhl und Spinnrad ebenso sanzendute.

Zunächst darf man wohl von vornherein eine kleine Einschränkung machen: die schweizerische Trachtenbewegung in Berbindung mit den von ihr nicht zu trennenden heimatwerken ist zum allergrößten Teil eine bäuerliche Bewegung. Aller= bings gibt es städtische Trachtenvereinigungen, sogar sehr rührige. Run mag man man zugeben, daß für die städtische und namentlich die großstädtische Bevolkerung und für einzelne Industriegegenden der Haupteinwurf eine gewisse Berechtigung besitht, wenn auch bei uns längst nicht in bem Mage wie in anderen Ländern, wo im ursprünglichen Bevölkerungsaufbau wirklich faum ein Stein auf bem anberen blieb. Die Freude an der engeren Beimat, die innige Berbundenheit mit ihrem Familien- und Sippengefüge stedt tief im Schweizer Bürger und die Macht der bürgerschaftlichen Beziehungen führt in der Tiefe noch immer ein recht zähes Leben. Deshalb ift vor allem in kleineren Orten bas Streben, die nachbarschaftliche Berbundenheit bei festlichen Gelegenheiten wenigstens unter Frauen und Mädchen mit der Tracht zu bekunden, verständlich. Es bleibt hier im Rahmen eines hübschen Brauches — zumal ein Teil unserer Stadttrachten es an Schönheit mit manchem neuzeitlichen Festkleid aufnehmen kann.

Für unsere Bauernschaft gelten freilich in ganz anderem Maß Worte, wie sie Redakter Auf der Mauer von Schwyz auf dem Fest gebrauchte: "Hier bin ich verwurzelt, hier steht das Haus meines Geschlechtes, meine Tracht ist das Zeichen der Verbundenheit mit diesem Stück Erde, dem ich angehöre, und man kann niemand andern in diese Tracht stecken, ohne daß sie fremd an ihm wirkt." Aber gerade die bäuerliche Trachtenbewegung kann man noch unter ein paar ganz ans deren und viel weiter zielenden Gesichtspunkten anschauen.

Wie trat unser Bauerntum eigentlich während der letzten Jahrzehnte im Rahmen des Bolksganzen hervor? Wie kennen wir es? Aus den Debatten über Berschuldung und Entschuldung, aus den Aftionen zur Stützung des Milchpreises, aus den Subventionsfragen und am Ende noch aus den Umsähen am Comptoir Suisse! Kurz also Produktionsgruppe unter Produktionsgruppen! Die Wirtschafts= welt hatte es so und es hatte sich selber so eingeordnet, ohne daß irgend jemand baran bachte, daß der bodengebundene Menich anderen Lebensgesehen untersteht als der Raufmann, der Unternehmer, der Arbeiter. Wie das Unternehmerzeit= alter vom Menichen Anpassung an die launischen Bandlungen des Marktes forberte — auch und vor allem in seinen Gewohnheiten —, so forbern ber Boben, die Gesete des Wachstums, das Tier, der sippengebundene Besit, seit es Bauern gibt und auf ber ganzen Belt, Stabilität und tonservativen Sinn. hier liegen die Burzeln bäuerlicher Kraft und hier liegt die ewige Bedeutung des bäuerlichen Standes in einem Volkskörper. Wo sich der Bauer dem entzieht, da ist er verlorener als jede andere Schicht, auch wenn er sich ökonomisch über Wasser halten kann.

Die städtische Aleidung - meist Konfektion von der schlechteren Sorte -, bie sich bas Land eroberte, schien bas sichtbarfte Zeichen ber neuen bäuerlichen Borigfeit unter Befegen, die nicht für ihn geschrieben worden maren. Gie schien es umsomehr, als ihr Schnitt und ihre wechselnden Modeeinfälle den Notwendigfeiten schon nur der bäuerlichen Arbeit widersprechen. Das gilt weniger von der Männerkleidung, die an sich auf Arbeit gugeschnitten ist — weshalb auch die Männertrachten in breiterem Umfang der Allerweltskleidung unterlagen, mit Ausnahmen wie 3. B. dem hirten= und heuerhemb, als von der Frauentracht. Die Bäuerin, das Bauernmädchen brauchen eine Tracht, die ihnen gestattet, ihren Obliegenheiten in haus und hof, aber auch auf dem Feld und beim heuen nachzukommen. Darum zeigen so viele Trachten und zwar weit über unsere Grenzen hinaus immer wieder gemisse ganz einfache Grundelemente: ber ber weiblichen Rörperform angepagte Rock, unten weit und zum Ausschreiten tauglich, darüber das Mieder, welches bie Bruft stütt und unter ihm das am Hals und an den Armeln sichtbare Bemd, ober ein Sädchen, das in der Grundform dem Schnitt des Mieders entspricht. Dazu fommt, wie beispielsweise im Ballis, noch ein einsacher glatter kasakartiger überwurf für die gröbere Arbeit, der wesentlich Schutz sein soll. Alles das kann in sich leicht abweichen; die Modeströmungen haben sich der Grundformen bemächtigt und das Schmuck- wie das Feierbedürfnis haben erft noch mehr oder weniger hinzugetan, haben Trennungen zwischen Werktags- und Feiertagstracht geschaffen. Aber die ursprüngliche Form geht von der weiblichen Gestalt und von ben Bedürfnissen der bäuerlichen Frauenarbeit aus.

Darum wirkt die gleiche Frau in der Tracht, welche diese Gesehmäßigkeit anerkennt, natürlich und schön, in ein modisches Konsektionskleid gesteckt aber oft unnatürlich und plump. Das erkennen und nicht mehr beeinflußt von den Sprüngen der Mode die Tracht — es braucht nicht unbedingt die alte von vor einhundertsünfzig Jahren zu sein — wieder herstellen, ihr für Alltag und Sonnstag eine gültige Form geben, die verwendeten Stosse so zubereiten, daß man etwas Dauerhastes und Kleidsames zugleich hat, ist darum nichts weniger als Romantik und sentimentale Kückwärtswendung. Das eigene Gewand aber mit voller Selbsteverständlichkeit tragen, bedeutet zugleich einen Alt der Befreiung aus der mosdernen Hörigkeit und ein Bekenntnis zu sich selbst, zu seiner Arbeit, seiner Lebensart.

Ein so sichtbares Einschwenken in die Linie einer gesunden Tradition bei bem Stand, ber fraft seines Beharrungsvermögens und dant ber noch in reichlicher Zahl vorhandenen Einsappunkte am ehesten die Möglichkeit dazu besitzt, hilft überdies unmerklich dem Bolksganzen. Uns tut heute jene Bewegung gut, die sich ohne krampfhafte Berengung getraut, zuerst einmal an die eigene Art zu glauben; benn wir sind nachgerade in einen Zustand beängstigender Unsicherheit hineingeraten, welche die Menschen zwischen muffiger Enge und der Bereitschaft, vor jeder Formlosigkeit und Abirrung den Kotau zu machen, bin- und berschwanken läßt. Es gibt Leute, die auf der einen Seite von geistiger Landesverteidigung reden und auf der andern über jeden neuen Import — um in der Ausdrucksweise Auf der Mauers zu bleiben — von Bauch an Bauchtänzen, Niggermusik und sonst welchen Produkten der Entwurzelung und Degeneration gang gleich, ob sie aus irgend einer Ede Europas oder von jenseits irgend eines Weltmeeres stammen, einen Freudensaltomortale schlagen. Man macht in einer Mondänität, die, jo, wie sie sich gibt, nämlich nur als Hulle und oft fehr schlecht sigendes Rostum, dem Schweizer wohl kaum auf den Leib zugedacht war. Das Tragikomische daran ift, daß wir uns noch allerlei damit vorlügen und jogar glauben können, ausgerechnet das mache unser Land nun besonders anziehend, mährend wir doch sehen mußten, daß die Belt rings herum ichon längst auf anderen und gefünderen Begen ift und daß die Menichen sich borthin zu wenden beginnen, wo ihnen echtes Bejen begegnet. Man schaue sich daraufhin nur einmal die Berkehrsreklamen, die Berbeschriften etwa von Sterreich, Jugoflavien, Ungarn ober sonft einem Land an und vergleiche damit so manches, was — freilich neben recht Erfreulichem — noch immer bei uns die Bögel auf den Leim locken möchte. Eine Demonstration, wie sie die Rigi sah, kann nur Mut machen, uns auch dem Fremden so zu zeigen, wie wir wirklich sind.

Wie befreiend ein bischen solcher Mut wirkt, zeigte am besten das Fest selbst. Da war sicherlich mancher dabei, der auf einmal entdeckte, daß er laut mitjuchze, wenn unter einem Juchzer beim Fahnenschwingen das Tuch hochstog, der mit tieser Ergriffenheit das Landsgemeindelied mitsang und seinen etwas harthölzig gewordenen Adam wenigstens für ein paar Stunden in die Verbannung schickte.

Uns tut dann und wann solch fruchtbare Wärme not, wenn die vielen guten Keime, die in der mütterlichen Erde stecken, zum Wachstum kommen sollen. Der Wille zum Eigenen — ohne Fanatismus und ohne Verachtung des andern — wird uns wahrscheinlich vor uns selber und vor den Augen der Welt mehr Achtung einstragen als alle Bücklinge, alles verlegene Händereiben und alles nicht auf diesem Boden gewachsene mondäne Getue. So hatte der Anblick dieser vieltausendköpsisgen, bunten, krastvollen, schönen und lebendigen Menge etwas recht Tröstliches. Er zeigte uns gleichzeitig, wie reich wir sein können, wenn wir das, was auf diesem Boden gedeihen möchte, nicht gewissenlos ausopfern. Man bekam eine Ahnung, was für ein seingegliederter Organismus unser Volk in allen Teilen seiner Anlage nach überhaupt ist und wie es in seiner Gliederung weit über unsere paar Millionen hinauswächst. Bielleicht erkannte auch mancher, daß eine verständsnisvolle Pslege der Vielfalt unserer Anlagen und Lebenssormen dort, wo sie ohne Schaden sür das Ganze möglich ist, mit zu unseren nationalen Aufgaben gehört.

Daß das nichts mit einem Bekenntnis zu verhockter Enge, ewigem Sclowplerstum oder gar Primitivität zu tun hat, mußten jedem die Trachten selber sagen. Nicht nur, daß sie, soweit sie historisch waren, da und dort die weiten Wege versrieten, auf denen der Geschmack schließlich zu diesen Röcken und Miedern, den Hüten und Häubchen, den Stickereien und Fichus gekommen ist; was viel wichtiger, ja entscheidend ist: Man hat Anregungen nicht einsach gedankenlos übernommen, sonsdern verarbeitet, der eigenen Art angepaßt und etwas Besonderes daraus gemacht. Gerade in diesem siebevolsen Beiterarbeiten, unter dem Trachten von hoher Schönsheit entstanden, kommt eine ganz erstaunliche Begabung zum Ausdruck. Wir müssen uns allerdings, wenn wir das Heute mit dem Einst vergleichen, beschämt die ganze. Berarmung an ideelsen Kräften eingestehen, die der steigende materielse Reichtum mit seinen Scheinsassen so gründlich verhüllte, daß wir von dem Berlust gar nichts merkten.

Darum bedeuten all die großen und kleinen Gruppen, die unter tüchtiger und geschmacksicherer Leitung ohne sentimentale Altertümelei den Faden wieder dort anknüpsen, wo er abgerissen ist, die darum sorgen, daß das Garn recht gesponnen, daß gut gesärbt werde, daß die Stosse dauerhast gewoben und das Gewand zur Gegend und zum Träger passe, Stätten der Bereicherung unseres heimatlichen Lebens. Was getragen wird, wirtt langsam, aber sicher auf die Herzen der Mensichen. Ist's Tand, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn Geschmack und Sitte versliegen und Leere zurückbleibt; ist's etwas Rechtes und Schönes, so abelt es schließlich auch diesenigen, die es tragen. So wächst in diesen Gruppen zugleich ein bescheiner Stolz, der durch sein einsaches Dasein manchem, was Versall und Formlosigkeit in sich schließt, den Krieg erklärt.

Die Völker sehnen sich heute über das nur nüchtern Zweckhafte hinaus; denn der Mensch braucht Formen, die seinem heimlichen Verlangen nach Schönheit und Haltung gerecht werden. Und das Schweizervolk ist darin trot seiner sprichwört- lichen Nüchternheit sicherlich nicht anders veranlagt. Auf der Rigi haben wir davon etwas verspürt. Es lag in dem Fest so etwas wie eine Heimkehr zu sich selbst. Vielsleicht hat darum das Herz, das sich tieser freute, als nur in der Lust an Farbe, Bewegung, Jugend doch ein wenig recht. Herz der lepsche Valendas.

Geschichte, Klang und Form.

In unseren Zeit bes Spezialistentums, das alle Gegenstände in enge Grenzen einschließt, ist es ersprießlich, auf die Einstellung früherer Jahrhunderte zurückzus blicken, um sich klar zu machen, welche Vielseitigkeit damals in einem Geist verssammelt werden konnte. Der große Lionardo war zum Beispiel neben seinen zahlsreichen andern genialen Betätigungen auch ein hervorragender Musiker; der Maler Teniers hat sich auf einem seiner Gemälde selber als Gambenspieler dargestellt; und Shakespeares Beschreibungen von musikalischen Dingen sind so eindringlich, daß auch an seiner inneren Berbundenheit mit der Schwesterkunst nicht gezweiselt werden kann. Unter diesem Gesichtspunkte soll im Folgenden versucht werden, auch Musikinstrumente als Kunstwerke zu betrachten, und damit Freunde zu werben auch außerhalb des Fachkreises für ein Gebiet, das, bis vor kurzem nur Sache wesniger antiquarischer Liebhaber und Kenner, nun einen unerwarteten Gebrauchssinn erwirbt.

Seit einem Jahrzehnt ungefähr hat sich bei ausübenden und genießenden Musiksreunden die Empfindung vertieft, daß alte, besonders vorbachische Musik auch ber alten Originalinstrumente bedarf, um - in Verbindung mit stilgemäßer Ausbeutung, bennoch aber frei von trockenem hiftorismus - ben hörer wirklich beeindrucken und überzeugen zu können. Neben dieser Gebrauchenotwendigkeit kann uns aber auch noch die reine Schaufreude, die Schönheit, Bielseitigkeit und oft auch das Barocke der Form zu diesen alten Musikinstrumenten hinziehen. Es wird uns alsbald auffallen, wie jedes Stud aus jenen Zeiten eine Individualität besitt und nirgends das Schablonenmäßige heutiger Formen zu bemerken ift. Es trifft sich gut, daß vor einiger Zeit bei uns in ber Schweiz eine Gelegenheit geschaffen wurde, sich solche Eindrücke zuzuführen, in einem Museum, das nicht nur für die Schweiz, sondern auch für weitere Gebiete einzigartig ift. Das Musikhaus Sug & Co. in Zürich hat seine Privatsammlung alter Musikinstrumente in dankenswerter Wiese öffentlich zugänglich gemacht, welche infolge ihrer Vielseitigkeit und ber hohen Qualität ber Sammelstücke ben Bergleich mit größeren Museen dieser Art nicht zu scheuen braucht.

Tritt der Besucher in den ersten der beiden Räume, so fällt sein Blick alsbald auf einen kleinen Glasschrant mit brei schönen Bertretern ber Lautenfamilie. Gin reizendes fleines Sopraninstrument munchnerischer herfunft hängt neben ber großen italienischen Schwester gut 100 Sahre höheren Alters. Wie hier die Elfenbeinadern auf dunklem Grunde zusammenneigend jum Sals hinaufführen, der ebenmäßig weitersteigt, um in den lang ausschwingenden Wirbelkasten auszulaufen, kurzum "wie alles sich zum Ganzen fügt", das ist schönstes Kunsthandwerk. Es handelt sich da um eines der ältesten Stucke der Sammlung. Auch die fog. Theorbe, eine Baßlaute mit langem geschweiftem Hals, ist hier schön vertreten. Der Mitteltisch zeigt zwei prachtvolle Olifanten; es find dies Elfenbeinhörner, deren Außenfläche reichste Schnitzarbeit aufweist. Daneben wirkt eigenartig karg ein seltenes Schofar oder Schaufar, kultisches Blasinstrument der Juden, ein Tierhorn, dessen hebräische Beschriftung aber tropbem eine gewisse Dekoration bietet. Nun kommen Streichinstrumente an die Reihe. Die Familie der Biolen (zu unterscheiden von den Biolinen), die reichhaltigfte Abteilung dieser Schränke, beginnt ben Reigen. Eine hochbarocke Viola da Gamba (Bach hat dieses herrliche Instrument in Pajsionen, Kantaten usw. verwandt) mit geschnittem Ropf hängt neben einem andern Exemplar etwa vom Jahr 1600, welches, der Renaissance benachbart, jener ersten gegenüber weit strenger wirkt. Zwei kleine Sopraninstrumente berselben Gattung, französischen Ursprungs und scharmanten Umrisses, haben zierliche Frauenköpfchen; ihr Rame ist "Pardessus de Biole". Auch diese Instrumente entfalten erft ihren richtigen Reiz, wenn man sie sich in die geschichtliche Umwelt einordnet. Man stelle sich eine Dame des Rototo vor, die folch gartes Beiglein auf das Knie gestütt spielt und dabei etwa von einem Ravalier auf der Laute begleitet wird. Bietro Longhi könnte beispielsweise eine solche Szene sestgehalten haben. Die wenig abweichende Familie der Biole d'Amore besitt mitschwingende Resonanzsaiten und lange, sehr dekorativ ansteigende Wirbelkaften mit bis zu 14, ja fogar 21 Wirbeln. Dft ist ein Amorköpschen mit verbundenen Augen sinnbildlich daran angebracht. Leopold Mozart, ber Bater bes großen Mozart, jagt über bieje Inftrumente in seiner berühmten Biolinschule von 1750: "Es ist eine besondere Art der Beigen, die, sonderlich ben der Abendstille, recht lieblich klinget!" Den Söhepunkt der Sammlung hug stellt das ziemlich tleine Baginstrument dieser Violenfamilie dar. Das Rorpus ist so irregulär und eigenartig im Umriß, daß bem Betrachtenden etwa ber Gedanke an exotische Blattheuschrecken ober bergleichen beifallen mag. Auch hier ist tropdem die Gesamtsorm mit dem enorm langen Wirbelkasten eigenartig schön. Bei ben harfen wird man besonders die harfe bes "Sängervaters nägeli" als historisch und gefühlsmäßig interessantes Stück betrachten. Nun vorbei an dem großen Gitarrenschrank mit seinen bizarren Formen, der eigenartigen, sozusagen ausgefransten Geige des wichtigen Tiroler Geigenbauers Jacobus Stainer, und wir stehen im zweiten Raum, wo eine Fulle von Blasinstrumenten fast verwirrend wirft: neben ben heute wieder so beliebten Blodflöten (bie große ichone Bagflöte sei nicht übersehen) Fagotte, Oboen, Dudelfäcke, Jagbhörner und anderes mehr. Es schließen sich die Tasteninstrumente an, von denen uns besonders vier ins Auge fallen: zwei Clavichorde (Bachs bevorzugtes hausinstrument, dem vor allem die Rompositionen des "Wohltemperierten Klaviers" galten) mit ihrem zarten, schwingend vibrierenden Tonchen; ein ichon bemaltes Cembalo italienischer Berkunft; sowie ein sog. Tafelklavier, das uns in die Alangwelt von Handn, Mozart und dem jungen Beethoven hinüberführt. Den Beschluß macht eine Gruppe außereuropäischer Musikinstrumente; erwähnt sei daraus in ihrer einnehmend schlichten und doch so feinen Linienführung die dinesische Pipa, eine kleine Laute, die des öftern auf dinesischen Bildern zu finden ist. -

Diese Zeilen wollen zu sleißiger Benutung der neu geschaffenen Bildungsmöglichkeit in Zürich aufmuntern und auch denen dazu Mut machen, welche kein unmittelbares musikgeschichtliches Interesse an den Schätzen dieser Sammlung haben, aber vielleicht mit der Freude an schönen Formen, geschnitzten Köpsen, etwa der Schallochrosette einer Laute oder den warmen Lackfarben mit ihrer Patina doch einen wesentlichen Zugang zu Kunstgedanken der Vergangenheit finden können. Frit Ernst (Berlin).

Ferdinand Ebner.

In einem Aufjat aus den ersten Kriegsjahren spricht Georg Simmel die Erswartung aus, daß das ungeheuerliche Geschehen die Religiosität, der Gereiften wenigstens, kläre und die anorganisch gebundene Vielheit der Glaubensinhalte zu eindeutiger, durchhaltender Festigkeit bringe. Es sind derer, die solchem Anrus im vollen Maße der Forderung folgten, nicht Manche geworden. F. Ehner darf sich zu ihnen zählen. Seine Tat ist ein Hineinwachsen, ein Sichhineinkämpsen in ein absolutes Christentum. Er, der das Werden eines Werkes sür das Menschliche beseutsamer sand als das Vollendetsein, wandte sein Denken vorab dem Bewesgenden zu, dem Leben und diese Haltung prägt sein Werk, sodaß das Aussprießen seines Christentums darin so befruchtend wirkt wie der letzte Gewinn der Erfülslung. Der äußere Lebensgang war denkbar schlicht. 1882 als Bauernsohn in Wiener Neustadt geboren, durch zwei Jahrzehnte Volksschullehrer in der Umgebung Wiens, dann Lösung vom Amt, um die innen gesammelten Schähe auszubauen, vorzeitiger Hinschied mit 49 Jahren. Der Wiener Bildhauer Josef Humplik hat Ebners Terracottabildnis überliesert: hartgesurchte Züge, wie ein von Gewitters

bächen zerrissener Berghang, der Mund schwer von Leid und Bitternissen, der Blick vom Ernst derer überschattet, die in die Ferne schauen. Was dieses Daseins übermaß an Schwerz ausmachte, war neben der Kränklichkeit des Körpers die Wiederkehr tieser Depressionen, deren Klüste im Werk verborgen bleiben, doch aus den erkämpsten Siegen, aus den innigst ersahrenen Lobpreisungen des Leides sich erahnen lassen.

Das Werk, das eine erstaunliche Spannweite des selbst gesammelten Wissens verrät, liegt nicht in sestgesügtem Bau vor. Es sind Aussätze, im "Brenner" je veröffentlicht, sind die bald breiter, bald dichter zu Aphorismen gesormten Gesdanken, sind Abhandlungen wie "Ethik und Leben" und endlich das Buch, das das Wesentliche seines Denkens umschließt: "Das Wort und die geistigen Realistäten", 1921 ebenfalls im Brennerverlag erschienen. Aus den "Objektiven Tagesbüchern" hat Hilbegard Jone Auszeichnungen ausgewählt und zusammen mit einer Sammlung setzer Aphorismen, von verehrendem Vorwort begleitet, als "Wort und Liebe" veröffentlicht. (Berlag Fr. Pustet, Regensburg.) Zugleich hat sie, zu schmalem Bändchen vereinigt, als "Stimmen der Freunde" die wertenden und deutenden Worte Jener gesammelt, die Gedächtnis und Ertrag von F. Ebners Leben wachhalten und weiterkünden wolsen. Emil Brunner Zürich, Thieme Basel, Otto Karrer und andere Schweizer sinden wir in der Reihe.

Die Einkehr Ebners zur Gotteskindschaft vollzog sich nicht in plöglicher Hinwendung, sondern in langsam organischem Durchstoß der verhüllenden Reimblätter, der dann freisich unversehens ans Tageslicht tritt. Seine Seele war von Grund auf religios gestimmt, gehegt und getragen von einem icon im Elternhause nicht überschwänglich, aber treu geübten Katholizismus. Der Weg, der ihn in die volle Mitte des Christentums führte, ist aus vorherrschender Innerlichkeit der Anlage zu verstehen. Durch sie wird ein Weltbild ausgehoben, das einseitig nach dem Metaphysischen gerichtet ist. Der Anteil der Materie beschwert das Dasein nicht mit Fulle, fondern mit Tragit. Diese dem Beben immanente Tragit mußte einem Denfer unabwendbar werben, bem bas Leben aus bem Geifte quillt und im Stoffe sich versündigt. Sie fann naturgemäß nicht im Wesen bes Daseins wurzeln, ohne im Gingelmenichen fich zu wiederholen, zu verdoppeln. Sier wird fie von der Stellung des Individuums zu seinem Charafter bestimmt. Der Charafter von innen und das Erlebnis von außen stehen gegeneinander und der Konflikt löst sich allein durch den Willen, der nun mit dem Geiste eins ist. Das Leben ist die unmittele barfte Erfahrung des Menichen. Ebner begreift es als eine Rraft, deren biologische Sphare er, soweit fie die Natur bewegt, beiseite lagt, um fie im Bezirk des Menichlichen ben ethischen Unsprüchen bes Lebens zu unterstellen. Ja, bas Leben selber trägt die Burde der ersten ethischen Forderung. "Der Sinn des Lebens ist das Leben felbst". Das ließe sich zweifach ausdeuten: gegen das Leben als bloges, höher oder tiefer stehendes Dasein hin — es handelt sich stets allein um den Menschen — oder als zielgerichtete Bewegung, als Problem und Aufgabe, wie Ebner fie faßt. Einer Bejahung des Lebens an sich, im Sinne Riepsches ift damit die Spipe abgebrochen, denn die von Ebner befürwortete Lebensbejahung gilt dem Beiste als des Lebens Ursprung. Die Aufgabe der Sinnhaftigkeit, das eigentliche ethische Gebot des Lebens wendet sich an das Individuum, das die hemmenden Wirtungen des Anorganischen, Mechanischen durch die schöpferischen Kräfte des Lebendigen überwinden soll. Bas diesem widersteht, sich ihm entzieht oder unter ihm zurudbleibt, ist Sterben. Das Sterben ragt benn mitten ins Leben hinein, ohne bem Dajein Abbruch zu tun und unterhöhlt, indem es bas innere Erlöschen bedeutet, die Gewalt des Todes.

Das wahre Leben als durchaus Lebendiges ist von geistigen Gehalten erstüllt. Ebner ist keineswegs Mystiker, der sich im Anschauen Gottes genügte. Also muß er das Geistige, in dem wir schöpferisch zu sein vermögen, auf der Seite des Menschen sinden. Hier nun schneidet Ebner vom Anteil am Geiste alles weg, was

ihm dazu, weil irgendwie mit Materie behaftet, nicht vollwertig scheint. Der erste hieb gilt der Bilbung. So stellt er die Frage: "Sein Dasein in seiner geistigen Bedeutung erfassen, sein Leben im Berhältnis zum Geiste leben — braucht ber Menich bagu Bilbung?". Richt milber verfährt er mit ben Biffenschaften, besonders den Naturwissenschaften, der Psychologie und aller nicht aus dem eigenen Holze geschnitten Philosophie. Die Metaphysik allein gewinnt folgerichtigerweise bei ihm höhere Bewertung. Fruchtbarer ift die Ginstellung zur Runft. In ihr allein läßt er eine mit dem Stoffe verbundene Beiftigkeit gelten und wenn er sie gleich Kierkegaard der ethisch gerichteten entgegenstellt, so geschieht es ohne Abwertung. Das Welterlebnis weiß er im Schönheitserlebnis vergeistigt. Ebner wollte Dichter werben, doch die Ginsicht, daß seine Berufung nicht nach dieser Seite liege, hat ihn zum Berzicht gebracht. Sein lettes in rhythmischer Prosa gehaltenes Gedicht mit der Bision des durftenden Christus am Rreuz fundet eine bedeutende gestalterische Kraft. Der wache Sprachsinn, der nicht in Dichtung aufzublühen vermochte, murde zur spendenden Quelle seiner Gedankenwelt. Nicht selten begegnen wir in Ofterreich solch einem besonders fein gefügten Wissen um die Wunder der Sprache, einer seiner reichen und dankenswerten Gaben an Europas Geistgut. Ebners Afthetik berührt sich mit Platons Ideenwelt, aus der er bas Schönheitserleben ableitet und die mit feiner metaphysischen Haltung zu den Seinsgesetzen zusammenklingt. Im Schönen verwirklicht sich die Ibee, boch mit ber Rluft, die zwischen Wirklichkeit und Idee aufbricht, dringt in das tiefe Schönheitserleben die Tragit hinein. Das Leben an sich, in Ebners Berstand, geht nicht auf in der Totalität des Seins, sondern wird in der Materie der individuellen Existenz gebrochen. Die hohe Sendung der Kunst Anschauung der Daseinsungebrochenheit zu bringen, vermag jedoch nicht auf ganzer Linie zu gelten, weil die Sinnaufgabe und Problematik bes Lebens fich bazwischenstellt und im Schaffen bes Runftlers zum Ausdruck fommt. Dem wechselnden Berhaltnis der Runft zum Beben als Austrag, als Erhebung in seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung geht Ebner nicht nach.

Immer mehr und ausschließlicher wuchsen ihm die religiösen Belange. Das Christentum wird als das einzige Problem des geistigen Lebens geschätt. "Außerhalb der Lehre Jeju weiß fein Menich etwas vom wahren Wert des menichlichen Lebens". Dies Wort führt in die unmittelbare Rahe Pascals. Beiden erichloß fich der Gottesbeweis aus der Menschwerdung Christi. Beiden offenbart sich das mahre Christentum in der Liebe Gottes. Bährend aber der französische Denker die Gottesliebe nur den Erwählten zufließen läßt, steht fie dem milderen Sinn des Ofterreichers für alle offen. Er greift voll in die Saiten zum Gesang ihres Lobes. "Wenn einmal im Herzen des Menschen die wahre Liebe aufgegangen ist, dann wächst und mächst sie fort ins Unendliche. Sie kennt keinen Tob und barum überwindet sie ihn". Unwillig schiebt er Spinozas Lehre vom nicht liebenden Gott beiseite, benn die Liebe erkennt er von göttlicher Art und von dort erst strömt sie in uns über. Ebner weiß noch um einen weitern Gottesbeweis, die Sprache, bas Wort. Dem Menschen allein gegeben, schafft es Form seinem Geiste, Ansprache zum Du und den Menschen hin. Wir waren ohne Sprache, wenn wir ein Du nicht hätten und unser erstes und eigentliches Du ist Gott. So muß er die Sprache als heilig und ewig verehren. Mit mosaischem Zorn grollt er ihrem Migbrauch und aus christlicher Versenktheit fällt er sie mit den quellenden Bundern der Liebe. Befragen wir nun Coner um fein Gottesbild. Es trägt anthropomorphe Buge und kann ihrer nicht entraten. Die Beziehung zum Unbedingten als einem Persönlichen gibt seinem Glauben die stärkende Rahe und Bertrautheit, das Ziel wohl seines Ringens. War ihm die Leidenschaft des Existierens die Leidenschaft des Denfens, diejes tonnte und durfte ihm nur im Christentum munden. Der feste, tragende Grund des Katholizismus, dem er tiefer verpflichtet war als seine übers tonsessionellen Bekenntnisse erwarten lassen, schuf seinen Glauben zum Ergebnis

stärkster Konzentration des Geistes. Jenseits der Kirche betrachten wir das Denken als Weg zum Erkennen, den Glauben wissen wir anderen Bestimmungen zugehörig.

Wir kehren zu den Hauptgehalten von Ebners christlicher Gedankenwelt zu= rud. Er faßt fie mit großer und bedeutender Bebarbe in die beiden "Rrafte gusammen, die ihm aus bem Evangelium erstehen: Wort und Liebe. Durch fie erfährt er die erschüttert erlebte Befreiung aus der Ginfamkeit des Ich, eine Befreiung, die sich zugleich mit der schwersten aller Forderungen an ben Christen belastet, dem Gebot der Nächstenliebe. Die Sprengung der Icheinsamkeit will jomit nicht blog Erlöjung bieten, sondern ballt sich in ihrem Gegengewicht zu einem Druck, dem auszuweichen die Sunde heißt, die den innern Tod nach sich zieht. Der sonst vielgliedrig über die göttlichen Gebote gebreitete Begriff der Sünde erhält damit eine Bereinfachung, ja Monumentalisierung, die zutiefst aus dem hohen Beifte bes Chriftentums verstanden ist. Die zermalmende Schwere bes ersten driftlichen Gebotes gewährt Ebner die Lockerung über den Umweg der Gottesliebe. Gang in der Innerlichkeit verankert, sieht der Menschenfreund im Rächsten den Gottesgrund und vermag es, das Boje aus der Berjunkenheit des Ich und des Du herauszuheben. Ebners Stellung zur sozialen Frage als aktuellster Berwirklichung der Nächstenliebe tritt vorerst im Kampf gegen ben tonernen Jbealismus des "satten Bürgers" hervor. Er stellt ihm die innere Not des Berbrechers, den zwangsläufigen Materialismus des Proletariers entgegen. Auf den Begriff des Bürgers häuft er alle Feigheit, Enge und Erbarmlichkeit, die diesen in seinen stumpfen, schlaff zufriedenen Eremplaren fennzeichnet. Doch die Problematif des Daseins, die Ebner Sporn und Aufgabe der Lebendigkeit hieß, findet fich in seinen spätesten Aphorismen in der Geborgenheit Christi gelöst und aufgehoben. So be= deutet ihm das Erlebnis des Krieges, das grauenvollste vor dem Angesicht Christi keine Entmächtigung des Christentums; denn die Tatsache des Krieges zeugt nicht gegen dieses, sondern gegen eine unwürdig ihm angelehnte Menschheit.

In F. Ebners Gedankenwerk betrachten wir die Stellung zum Geiste als sein Wesentliches. Der Geist umschreibt sich diesem Denker als schöpferisches Leben, als Geist im Menschen, als Sinn und Ziel, endlich und eigentlich aber als Gott. Der Weg alles Seienden führt dahin und dieser Weg ist der Sinn, das Ethos, dem vom Absoluten her die Gnade als Kraft entgegenweht. Nun nimmt er dem Geiste, der ein Umsassendes sein sollte, die Totalität des Wirkens, nicht um ihn gegen eine Widerkraft abzugrenzen, den Stoff, der auf dieser Seite läge, faßt er ja bloß als Sterben und der Tod ist in Gott ohnehin vernichtigt, nein, der Geist ist das unges brochene Leben, das Leben an sich, ist der wahre Inhalt des Menschen.

Ebner faßt den Geist im Bilbe des Raumes, indes er in der Zeit die Dimension des Menschlichen sieht. Der Angelpunkt, an dem das Leben des Menschen in das des Geistes sich bewegt ist Christus. So muß die Sinnhaftigkeit der Welt auf dem Christentum ruhen, dem Ebner mit ungehemmter Ausschließlichkeit die Krone der einzig wahren, endgültig sieghaften Religion, einst alle andern in sich bergen werdender, zuspricht.

Ebners Geistbejahung, die wie ein mächtiger Strom sein Wesen durchzieht, beengt sich nach unten an der Abweisung jedes Stofflichen — "der Mensch ist die Krisis der Natur" — nach oben in der Beschränkung auf das Christentum, außershalb welchem er kein Gotteswalten anerkennt. Wenn Beschränkung zuweisen Stärke sein mag, der Denker muß sie überwinden, soll sein Werk vor dem Geiste bestehen. Mit der Aufzeichnung dieser Schatten jedoch wollen wir nicht das Strahlen verdunkeln, das von der seuchtenden Religiosität Ferdinand Ebners ausgeht und in die beiden Gehalte Wort und Liebe gralhaft gesaßt ist.

Wersen wir noch einen Blick auf die Form, in welche dieser immer inniger glühende Denker in Christo und Durchdringer der Sprache seine Gedanken goß. Häusig fallen ihm die Früchte schwer und reif vom Baume des Erkennens. Mitsunter aber prägt er die Aphorismen zu jener gesättigten Dichte, die wir ihrem Wesen

abfordern und nachrühmen. Es sei uns zum Schluß gestattet einige der treffendsten mitzuteilen:

Bor Gott ist fein Mensch ein Genie.

Beift ift Mut gum Leben, wo man ihn nicht für möglich halten follte.

... Bute, die man hat und Bute die man ift.

Das Leiden ist die Feuerprobe des Geistes, gewöhnlich besteht der Mensch sie nicht gut.

hedwig Schoch.

Bücher Kundschau

Larissa.

Satob Schaffner. Lariffa, Roman. Berlin: Bfolnay=Berlag 1935.

Wenn uns der Dichter nach dem Rugland vor dem Weltkrieg führt, uns unter ruffische Menschen versett, die der vorangegangenen Generation angehören, fo verzichtet er auf die spannende Wirkung des Zeitromans, worin zum größten Teil der Erfolg einer Rach manowa beruht. Nicht die Darstellung weltgeschichtlicher Ereignisse ist seine Hauptabsicht, sondern das Entschleiern der menschlichen Seele, die ihm in Rußland einheitlicher, weniger durch Kultur zersett als im Westen, dämonischer erscheint. Da sind — um unten anzusangen — die ergebenen Dienst= boten wie die Rinderfrau Daria, der Herrschaft in leidenschaftlicher Liebe zugetan, sicher schreitend in der gottesfürchtigen Welt überlieferter Gebrauche; da= neben aber der "russische Urriese", verkörpert im Diener Grigori, mit dem haltlosen Drang zur Aufopferung, zur Singabe an das Sohe bis zum Berbrechen, ein "geistiger Epileptiker", der an Figuren Dost o je wskijs gemahnt. Das uneheliche, phantasievolle Kind Larissa, das bei den Großeltern als kleine Herrin auswächst mit liebenswürdigen Despotenregungen gegenüber der untern Klasse, empfänglich bis zur Begeisterung für die geistigen Geschenke einer deutschen Erzieherin; die für alles Schöne entslammte junge Deutsche selbst mit dem warmen Herzen; die widerspruchsvolle in der Kraft ihres Fühlens ins Großartige erhöhte alte Lanstoja, neben welcher der gutmütige Gatte verblaßt; der soldatische Sohn, der im Widerstreit der Bruderliebe mit dem Ehrgefühl seines Standes zur Untätigkeit verdammt ist — das alles sind unvergeßliche Gestalten; besonders prägt sich die fostbare Mädchenblüte Elisawsetha ein, gleich vollkommen an Gemüt wie an Geist, vom Dufte der Entsagung umwittert, und der "Schandfleck der Familie", die schöne Xenia, der vom Dichter, weil sie viel liebt, viel vergeben wird. Die große Kunst Schaffners zeigt sich vorzüglich in der Einfühlung in die Träumereien eines Kindes oder in die knospende Neigung voll Frische und Lebensgläubigkeit eines Jungmädchens. Absichtlich taucht Schaffner die Handlung ins Halbdunkel. Der Leser ist auf seinen Spürsinn angewiesen, um die Zusammenhänge zu erraten bei der Ermordung Xenias oder beim überfall auf Larissa, bei dem die Hausselehrerin ihr Leben dahingibt. "Uns allen ist gemeinsam der Anstand des Lebens, die Treue, das Unglück und die unwandelbare Liebe", so kennzeichnet der Dichter seine Gestalten im Eingangskapitel. Die psychologischen Einzelzüge machen den Wert des Romans aus. Überraschend überfällt uns die Kritik, die Schaffner an Tolstoj übt. Er nennt ihn den Scharlatan, der dem Volk das Dienen und Helsen predigt, eben das, womit der einsache Mensch selbstverständlich auswächst. Die boppelte ungesetliche Bindung ruffischer Menschen an deutsche mag leicht befremden. Bahrend die herangewachsene Lariffa ihrem beutschen Bater in dauernde Obhut gegeben wird, reist die Großmutter als "Vollrussin" zu dem im russisch= japanischen Kriege schwer verwundeten Sohne Andrej in die Heimat zurück, ohne ben Jugendgeliebten wiedergesehen zu haben. Schaffner mag sich in diese deutschen Berwandtschaften gerettet haben, um dem eigenen Zweifel oder dem seiner Leser zu begegnen, ob es dem Besteuropäer möglich sei, die russische Seele zu ergrun-